

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 26 (1923)

Artikel: Heinrich Angst
Autor: Durrer, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heißt ein Almosen; arme Krüppel stelzen an der Krücke mühsam daher. — Es entspricht also den Tatsachen, wenn der Grüne Heinrich zu seinen Landschaftskompositionen noch viel wunderlichere Menschen, zerlumppte Kerle erfindet, ein nichtsnußiges und verrücktes Geschlecht von Vagabunden, Kesselflickern und Tragen-gesichtern, das nur in seinem Gehirn vorhanden ist. Dann bewegen wir uns plötzlich wieder in der vornehmeren Welt der Ritter und Minnesänger. Der „Minstrel“, ein ehrwürdiger, langbärtiger Greis mit bis zu den Schultern wallendem Locken-haar, auf dem Haupt das federgeschmückte Barett, zur Seite das Schwert, begleitet seine Heldengesänge mit der Laute. Keller mag Walter Scotts kleine Dichtung „The last Lay of Minstrel“ in diesen Jahren mit großer Begeisterung gelesen haben. Es folgen eine Reihe mehrfiguriger Kompositionen: Ein greiser Fürst liegt im Sterben und erhält den letzten geistlichen Beistand. In diesem romantisch-mittel-alterlichen Milieu überrascht eine Skizze der auf der Ofenbank sitzenden kleinen Regula (?).

Manche Skizze dieser Art ist nichts anderes als ein Versuch, eine jener malerischen Aufgaben zu lösen, welche die beiden Freunde sich stellten. Auf solche Anregung hin mag auch das Aquarellbildchen mit der Beischrift „Eberjagd“ entstanden sein. Da wird ein Kleriker bei nicht gerade gottgefälligem Treiben von einigen hand-festen Bauernkerlen in flagranti ertappt und jämmerlich durchgewalzt, während ein nacktes Kindlein, das auf dem Baume sitzt, die Glaze des von der gerechten Strafe ereilten Bösewichts auf eine Art verziert, die nicht näher beschrieben werden kann. Auch dies ein Beleg für die Antipathie, welche Keller dem „Pfaffentum“ schon im Knabenalter entgegengebracht, wenn auch kein erfreulicher. Da ist der Spottvers im Dachkämmerchen des Scheuchzerhauses, den Keller neben das ge-hörnte Haupt eines Klerikers schrieb, entschieden salonsfähiger:

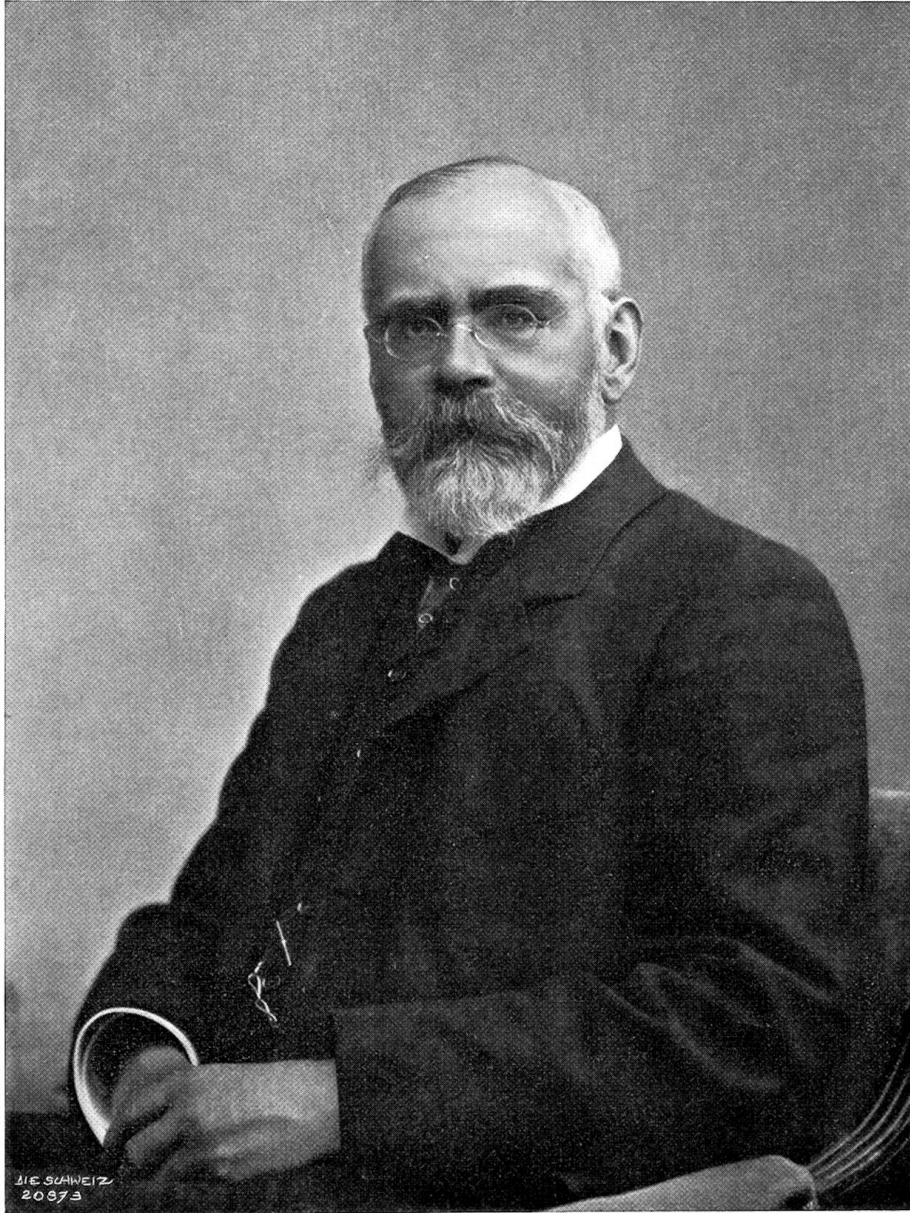
„Schwarz ist die Nacht,
Schwarz ist der Teufel,
Schwarz sind die Pfaffen
In heiliger Tracht.“

Diese Beispiele mögen genügen. Sie sind für den Psychologen ebenso inter-essant, wie für den Kunstforscher unergiebig. Denn mit Kunst hat dieses Treiben nichts zu tun. Die „Teufeleien“ zeugen nur dafür, wie wenig Steigers Unterricht, der sich in langweiliger Kopier- und Kolorierarbeit erschöpfte, Gemüt und Ver-stand des aufgeweckten, phantasievollen Knaben zu fesseln wußte. Der gesunde Instinkt ließ ihn eigene Wege suchen, die von der Unkunst Steigers wegführten, ohne daß damit der Weg zur wahren Kunst gefunden worden wäre. Je entbehrlicher der Lehrer, um so unentbehrlicher wird der Freund, als Anreger und Gefolgsmann zugleich, als willkommener Gefährte in den Jagdgründen einer das Abenteuer-liche und Absonderliche kultivierenden Phantasie.

Anmerkung der Redaktion: Die Publikation der diesem Artikel eingefügten Abbildungen erfolgte mit Genehmigung der Gottfried Keller-Nachlassverwaltung.

Heinrich Angst / Von Robert Durrer

In seinem Vaterhause vor den Mauern des hochragenden Bergstädtchens Regens-berg ist am 14. Mai Dr. Heinrich Angst, der eigentliche Gründer und erste Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, im Alter von fünfundsiebzig Jahren gestorben. Vor etwa zehn Jahren war die Sehnsucht Angsts nach den Erinnerungen seiner Jugend so mächtig geworden, daß er sich entschloß, in der romantischen Stille seiner Geburtsstätte ein Otium cum dignitate zu suchen. Aber dieses Ziel ward ihm, wie



Dr. Heinrich Angst

(1847—1922)

Nach photogr. Aufnahme von Ph. Lindt in Zürich

den meisten, die es suchten, zur Enttäuschung. Ein reger Geist, wie der seine, war nicht für die enge Einsamkeit bestimmt, die ihn umfing, als die Kriegszeit durch ihre bureaukratischen Maßnahmen den Verkehr mit der Stadt fast verunmöglichte und ihn zur Aufgabe des Postens eines englischen Generalkonsuls zwang. Die Stellungnahme der schweizerischen Presse, die seiner leidenschaftlichen Parteinahme für sein geliebtes England oft so sehr widersprach, setzte ihm tief zu. Die Spannkraft, die der Alternde erfahrungsgemäß nur in fortgesetztem Tätigkeitszwang bewahrt, ließ nach und vermochte nicht mehr die allmählich sich einstellenden Krankheitsattacken zu besiegen. Der Tod ist dem Gebrochenen, Vereinsamten, ja fast Vergessenen als Tröster gekommen.

Angsts Name war einst weitbekannt. Im Auslande repräsentierte er geradezu die schweizerische Altertumswissenschaft. Man darf behaupten, daß seinerzeit kein schweizerisches Stück im Weltmarkt auftauchte, das ihm nicht zuerst angeboten wurde. So groß war seine Autorität, so weit reichten seine Verbindungen. Angst war kein zünftiger Gelehrter. Er war Autodidakt, aus dem Handelsstande hervorgegangen, wie Schliemann. Gerade darin lag seine Bedeutung. Sein angeborener künstlerischer Geschmack, sein Spürsinn, sein scharfer kritischer Verstand überbrückten die Lücken seiner Bildung, die kaufmännische Routine und die ungewöhnliche Tatkraft hoben ihn für sein Lebenswerk über die einseitigen Fachleute empor. Die Universität Zürich und die Harvard-Universität haben diese Bedeutung durch Verleihung des Dokortitels bezeugt.

Angst war am 18. Oktober 1847 zu Regensburg geboren. Er war der Sprosse einer angesehenen Bürgerfamilie, in der seit Jahrhunderten der Dienst für die Öffentlichkeit Tradition war und die trotz ihrer handwerklichen Erwerbstätigkeit in dem Mikrokosmos des kleinstädtischen Milieus eine gewisse aristokratische Stellung einnahm. Schon der Begründer der Regensberger Linie des aus Wil im Kanton St. Gallen im sechzehnten Jahrhundert nach Eglisau ausgewanderten Geschlechtes, der temperamentvolle, gewalttätige Mehger Heinrich Angst, Gemahl einer Tochter des Pfarrers und berühmten Fernrohrfabrikanten Kaspar Schmuß, wurde kaum zehn Jahre nachdem er sich 1694 als Tasernenwirt auf dem Gemeindegasthaus zur „Krone“ in Regensburg niedergelassen, von den gnädigen Herren von Zürich 1704 mit der wichtigen Stelle eines Amtsuntervogtes betraut, und das Amt blieb bis 1777 bei seinen Nachkommen. Das städtische Gemeinwesen beehrte während des achtzehnten Jahrhunderts drei andere Sprossen der Familie mit der höchsten Würde des Schultheißen; der letzte Träger dieses historischen Titels führte die kommunale Verwaltung durch die Revolutionsepoche in die neue Zeit herüber.

Der Vater des Verbliebenen, Johannes Angst (geb. 1796), der neben unzähligen andern kleinen Beamten, die die Stelle eines Schuldenchreibers (Hypothekarbeamten) bekleidete, war das Faktotum der Gemeinde. Von ihm erbte der Sohn den praktischen Geschäftssinn, die bureaukratische Ordnung bis ins Kleinste und den autokratischen Charakter einer Vorfahrenreihe von Unterbeamten des ancien régime. Aber vom Vater, der sich vom Altenstaub seiner Kanzlei auf der Jagd und im Naturgenuß zu erholen pflegte und der eine kostbare Sammlung ausgestopfter einheimischer Vögel angelegt hatte, stammte auch die Begeisterung für das Schöne und die Sammellust.

Die Mutter, Rosina Stapfer, die Tochter des Kreislehrers und Institutsinhabers Stapfer von Horgen, die der Vater als fünfzigjähriger eingefleischter Junggeselle heimgeführt hatte, brachte in den Komplex der Erbeigenschaften eine weitere ideale Note: sie hinterließ ihrem Sohne, der sie zeitlebens wie eine Heilige verehrte, einen philosophischen und religiösen Zug, der freilich nur dem Vertrauten sich enthüllte, aber in seinem schriftlichen Nachlaß überraschend zutage tritt.

Aus diesen genealogischen Grundlagen, im Zusammenhang mit seinem persönlichen Entwicklungsgang, läßt sich das oft widerspruchsvoll erscheinende Wesen Angsts, das aber gerade seiner Persönlichkeit die individuelle Bedeutung gibt, erklären. Schon dem Knaben weckte der Hauch der Vergangenheit, der sein mittelalterliches Geburtsstädtchen umschwebte, den historischen und antiquarischen Sinn. Ein in einer Abfallgrube gefundener Burgunderhelm ward sein erstes Sammlungsobjekt. Als Zehnjähriger rettete er eine wappengeschnittene Stabelle vor dem Verholzen, der bilderreiche Pfau-Ofen im Engelfriedhaus ludte ihn zu ersten Zeichnungsversuchen, und als kleiner Gymnasiast gab er seine Sparkasse für die erste Glascheibe, deren Farbenpracht ihn in Ekstase brachte, hin.

Im Familientreise war man einig, daß Heinrich studieren sollte. Nach Absolvierung der Sekundarschule in Schöfflisdorf kam er für drei Jahre aufs Gymnasium nach Zürich und trat hier in den Bannkreis des Altmeisters schweizerischer Altertumsforschung, Ferdinand Keller. Seine freien Nachmittage brachte er zeichnend im Bureau und in den Sammlungsräumen der Antiquarischen Gesellschaft auf dem Helmhaus zu, von dem alten Herrn begönnet. Da aber der Gedanke an ein Studium der Kunstgeschichte außerhalb des Gedankenkreises seiner Familie lag, so beschloß man, um seinen Neigungen entgegenzukommen, ihn Architekt werden zu lassen. Nach drei Jahren Gymnasium trat der Siebzehnjährige ans Polytechnikum über; aber sein selbstherrliches Wesen konnte sich nach eigenem Geständnis mit der dort herrschenden Schulfuchserie nicht abfinden. Er versuchte noch ein Semester in Berlin im Winter 1869/70, wandte dann enttäuscht und entschlossen dem Studium den Rücken und trat zum Kaufmannstande über. Die materiellen Elemente seiner Erbeigenschaften hatten über die ideellen Einschläge den Sieg davongetragen.

Nach kurzer Lehrzeit bei einem Verwandten in Horgen kam er 1870 zum ersten Male nach London und erhielt eine Stelle in der dortigen Schweizer Seidenfirma Strecheisen, Bischof & Cie., begab sich in deren Auftrag 1871/72 für längere Zeit auf Filanden Oberitaliens und kehrte 1872 wieder nach England zurück. Dort trat er 1876, nach dem finanziellen Zusammenbruch der Firma Strecheisen, in selbständigerer Stellung in das große schweizerische Londoner Seidenhaus Dufour & Cie. ein, kehrte aber 1878, dem Wunsch seiner hochbetagten Eltern entgegenkommend, als Chef der von seinen Prinzipalen in Zürich gegründeten Filiale in die Heimat zurück. Ungern; denn das englische Wesen hatte es ihm angetan, und sein Londoner Aufenthalt ist für sein ganzes Leben bestimmend geblieben. Er hatte dort eine hingebende Gattin aus gutem Hause gefunden und durch seines väterlichen Freundes, Ferdinand Kellers Vermittlung auch mit wissenschaftlichen Kreisen Beziehungen angeknüpft und seine alte Sammellust aufleben lassen. Zeitlebens ist er seither ein halber Engländer geblieben.

Als ihm 1886 die Stelle eines englischen Honorar-Vizekonsuls in Zürich angeboten wurde, griff er freudig zu. England hatte bis anhin nur ein einziges Konsulat für die ganze Schweiz in Genf gehabt, das ein uralter Schotte, Mister Muldjo, recht und schlecht verwaltete. Bei dem kurz nach seiner Ernennung erfolgten Tode dieses Herrn, teilte das Foreign Office das bisherige Konsulat in zwei Hälften, und Angst wurde selbständig für die deutsche und italienische Schweiz. Von 1896 bis 1915 waltete er als Generalkonsul in einer Stellung, die durch seine Persönlichkeit weit über das gewöhnliche konsularische Wirkungsfeld hinausreichte und in seiner Biographie ein besonders interessantes Kapitel beanspruchen wird. Angst faßte seine Stellung im Dienste eines fremden Staates stets auch als Dienst für die Heimat auf. Für ihn galt die Großmachtstellung Englands, die Garantie des kontinentalen Gleichgewichtes, als die eigentliche Vorbedingung der schweizerischen Unabhängigkeit gegenüber den mächtigen Nachbarn; die Interessen Englands und

der Schweiz waren seinem historisch-politischen Weitblick geradezu identisch. Angst hatte eine ausgesprochene politische Begabung, jene divinatorische Erkenntnis des Erreichbaren, Folgerichtigen, die freilich bei unserer rein parteipolitischen Orientierung meist als unbequem empfunden wird und nichts weniger denn als Sprungbrett dient. Bei seiner Heimkehr hatte er sich der von Salomon Bögelin und Theodor Curti ausgelösten demokratischen kantonalen Bewegung angeschlossen und bei der Gründung der „Zürcher Post“ tätig mitgewirkt. Nach dem Abgang dieser Führer hat er sich enttäuscht von der praktischen innern Politik zurückgezogen; aber diese kurze Periode lokalpolitischer Betätigung hat ihn eigentlich auf den Weg seiner anderweitigen patriotischen Bestimmung geführt. Sie brachte ihm die Freundschaft Salomon Bögelins, des politischen Idealisten und Kunstgeschichtsprofessors der Universität Zürich.

Angst hatte wie erwähnt, schon in England wieder, entsprechend seinen Jugendneigungen, zu sammeln begonnen. Erst hatte er die Markensammlung seiner Frau ausgebaut, dabei sammelte er chinesische und japanische Seidenmuster, dann, verführt durch seine geschäftlichen Besuche in den Docks, exotische Kuriosa, meist Porzellan, und endlich kam er durch einen Zufall auf die Produkte der Salomon Gehnerschen Zürcher Porzellanfabrikation, die von ihm gewissermaßen in London wieder entdeckt und zu Ehren gezogen wurden. Bei seiner Heimkehr in die Schweiz und bei seiner finanziellen Besserstellung dehnte er seine Interessen auf die schweizerischen Altertümer überhaupt, für die er schon als Knabe Verständnis gehabt, aus; er brachte in wenig Jahren eine herrliche Kollektion zusammen. Als Bögelin für die Landesausstellung von 1883 eine Abteilung für alte Kunst in Aussicht nahm, stützte sich dieser Plan auf den Grundstock der Angstschen Sammlung, die bereitwillig zur Verfügung gestellt wurde und auf die weitere Mithilfe des Freundes, dessen Vermittlung dann die größte Attraktion der Abteilung, die Ausstellung der großen Vincentschen Glasgemäldesammlung zu verdanken war. Der Erfolg dieser Ausstellung altschweizerischer Kunst ward zum historischen Ereignis, da er die Bundesbehörden von der Pflicht überzeugte, solch nationales Gut vor weiterer völliger Verschleuderung ins Ausland zu retten. Nationalrat Bögelin hatte schon 1880 der Bundesversammlung die Schaffung eines zentralistischen Nationalmuseums in Bern vorgeschlagen. Der viel zu radikale Plan, der die Zusammenlegung aller historischen Altertümer der Kantone am Bundesitz vorsah, war jedoch an dem nicht unberechtigten Widerstande der Föderalisten und an der völligen Interesselosigkeit der übrigen Bundesväter gescheitert.

Als indirekte Folge war im gleichen Jahre dann die Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler gegründet worden, die freilich mit ihren beschränkten Gesellschaftsmitteln der Exportation mobilen Kunstgutes keine wirksame Schranke setzen konnte und sich bald auf die Restauration von Immobilien konzentrierte. Die kantonalen und lokalen Behörden hatten sich, selbst wo Verständnis und guter Wille vorhanden waren, als völlig machtlos erwiesen.

Unter dem Eindruck der Zürcher Landesausstellung unternahm Bögelin am 9. Juli 1883 einen neuen Vorstoß im Nationalrat, der erheblich erklärt ward und nach langjährigen Verhandlungen zu einer Kompromißlösung führte, die ein Zentralmuseum ablehnte, dagegen 1886 einen jährlichen Posten von 50000 Fr. ins Bundesbudget einführte für Erwerbung vaterländischer Altertümer. Im folgenden Jahre wurde dem Vorstande der Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler der Charakter einer „Eidgenössischen Kommission für Erhaltung schweizerischer Altertümer“ verliehen. Es ist bezeichnend, daß bei diesem Anlasse der Chef des Eidgenössischen Departements des Innern, Bundesrat Schenk, ausdrücklich Angsts Wahl in den Vorstand verlangte, dessen Bestellung der Gesellschaftsversammlung verblieben war.

Angst, Professor Rahn und Zeller-Werdmüller — Bögelin starb schon am 17. Oktober 1888 — bildeten von da an das Triumvirat, das diese Kommission beherrschte. Es verstand sich eigentlich von selbst, daß diese ehemaligen Leiter der Gruppe „alte Kunst“ der Landesausstellung von 1883 die Errichtung eines permanenten Zentralmuseums beständig vor Augen hatten und das Gesetz von 1886 nur als eine Etappe auf dem Wege dazu ansahen. Daß sie dabei Zürich als Sitz in Anspruch nahmen, war ebenso selbstverständlich.

Diesem Programm gab Angst schon am 24. Februar 1888 in einem viel beachteten Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung“ Ausdruck, worin er auf die unerwarteten Erfolge der Eidgenössischen Altertumskommission in ihrem ersten Wirkungsjahre hinwies und zeigte, daß die großartigen Erwerbungen des Rosenburgzimmers von Stans, der Ratsstube von Mellingen, der Saaldecke aus dem Schlosse Arbon zwingend nach einer festen Unterkunft verlangen.

Durch diesen Artikel kam der Stein ins Rollen. Schon zehn Tage später geschah von Genf aus der erste offizielle Schritt; der dortige Stadtrat richtete am 5. März eine Eingabe an den Bundesrat, worin er auf die Vorteile hinwies, die Genf als Sitz des Nationalmuseums dem Bunde bieten würde. Zwei Tage später ging bereits eine definitive Uebernahmsofferte des Regierungsrates von Basel-Stadt ein, in welcher die alte Barfüßerkirche zur Verfügung gestellt wurde. Am 16. April folgte die Regierung von Bern.

In Zürich herrschten in den leitenden politischen und bürgerlichen Kreisen viele Bedenken gegen die Bewerbung, die erst Angst in einer öffentlichen Versammlung vom 26. Mai niederschlagen konnte, vorzüglich dadurch, daß er ihr als Morgengabe die großherzige Schenkung seines Freundes Fierz-Landis, bestehend in dessen Schloßgut Schwandegg mit seinen reichen antiquarischen Sammlungen, anzeigte. Am 12. Juni 1888 ging die Eingabe des Stadtrates von Zürich an den Bundesrat ab. Am 14. meldete sich auch Luzern als Bewerber. Mitten in diese Konkurrenzbewegung der Städte hinein fiel nun ein ganz unerwartetes Ereignis, die Testamentseröffnung des Basler Architekten Ludwig Merian, der der Eidgenossenschaft nicht nur seine reichen Sammlungen, sondern auch sein ganzes beträchtliches Vermögen zu dem bestimmten Zwecke der Gründung eines „schweizerischen Nationalmuseums für künstlerische und kunstgewerbliche Gegenstände früherer Zeiten“ vermacht hatte. Die Aussichten Zürichs schienen dadurch gegenüber denen Basels in den Hintergrund gerückt, obwohl der Testator keinerlei Bedingungen bezüglich des Sitzes an seine Vergabung geknüpft hatte.

Die Frage trat nun erst in ihr akutes Stadium. Für alle bisherigen Schritte hatte die verfassungsgemäße Grundlage, ein Beschluß der eidgenössischen Räte für die Schaffung eines zentralen Museums, noch gefehlt. Neuerdings traten die prinzipiellen Gegner auf den Plan; aber am 12. Dezember 1889 wurde vom Ständerat, am 27. Juni 1890 vom Nationalrat der vorgelegte Gesetzesentwurf angenommen. In dem heftig entbrennenden Konkurrenzkampf siegte endlich in der Junisession des folgenden Jahres Zürich. Wer die Verhältnisse genau kennt, darf sagen, daß dieses Resultat der zielbewußten Energie von Angst und dessen fluger Diplomatie, die die in dieser Sache ausschlaggebenden „Landammänner“ der Urschweiz von Luzern abzuwenden und für sich zu gewinnen verstand, zuzuschreiben war. Es war die logische Konsequenz, daß Angst als der gegebene Landesmuseumsdirektor ausersehen wurde.

Die Dauer von Angsts Museumsleitung umspannt nur die Zeit von zehn Jahren; aber diese Periode des Baues, der Einrichtung und Ausgestaltung hat dem Institute für immer den unauslöschlichen persönlichen Stempel aufgedrückt. Ein ganz wesentlicher Teil der Sammlungen ist ja aus seinen Privatsammlungen hervorgegangen, die er von Anfang an teils schenkungsweise, teils leihweise dem Museum

zur Verfügung stellte. Nicht allein darin aber lag seine Bedeutung, sondern in seinen Beziehungen zum Weltmarkt, in seiner Vertrautheit mit den englischen Privatsammlungen, die seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts so viel schweizerisches Kunstgut an sich gebracht, das gelegentlich wieder frei werden konnte, nicht zum wenigsten aber auch in seiner weltmännischen, repräsentativen Persönlichkeit, in seiner weitgehenden englischen Gastfreundschaft, durch die er intime private Bande mit den maßgebendsten Kollegen des Auslandes zu knüpfen wußte, die seinem Museum zugute kamen.

Angst war ein zielbewußter, rücksichtsloser Verfolger seiner Pläne, eine Kampfnatur, die am Kampfe Freude fand. Wehe dem, der ihm in den Weg trat. Schon der Streit um den Sitz des Landesmuseums hatte ihm viele Feinde gemacht. Wie alle starken Individualitäten war er dabei kein großer Menschenkenner, da er sich nicht in fremde Psychen einzufühlen verstand, und er ist in seinem Vertrauen oft getäuscht worden. Nicht ohne rastlose Intrigen seiner Gegner, die immer wieder in der Presse auf die verfassungsgemäß unvereinbare Doppelfstellung eines eidgenössischen und eines englischen Beamten hinwiesen, vor die Alternative gestellt, entweder auf die Direktion oder auf sein Generalkonsulat zu verzichten, entschied er sich, finanziell unabhängig, wie er war, für den letztern Ehrenposten und demissionierte auf Ende 1903 als Landesmuseumsdirektor. Bei seinem Rücktritt trat er seine Leihgaben, deren Rückzug im Museum die empfindlichsten Lücken gerissen hätte, gegen eine lebenslängliche Rente der Sammlung ab. Als einflußreiches Mitglied der Landesmuseumskommission wirkte er noch bis 1916 und blieb bis an sein Ende darauf bedacht, als eifriger Sammler, der von seiner Lebensfreude nie lassen konnte, dem Landesmuseum von seinen Erwerbungen Passendes schenkungsweise zuzuwenden.

In einer Beziehung hat er freilich eine Wandlung durchgemacht. Es waren ein wenig seine eigenen „Sünden“, die ihn allmählich von dem starren Museumsprinzip bekehrten, das er einst in der Ueberzeugung, daß hierin der einzige Weg zur Sicherung unseres Kunstgutes liege, so siegreich verfochten hatte. Das Landesmuseum hatte eben naturgemäß seinen Sammlungseifer nicht zügeln, sich nicht auf die Rettung gefährdeter und entfremdeter Schätze beschränken können, hatte an der Plünderung der lokalen Kulturstätten teilgenommen und manches Stück, das ohne es ungefährdet an Ort und Stelle den Charakter einer ehrwürdigen lokalen Reliquie bewahrt hätte, durch seine Austreiber aufgejagt und in einer Sammelvitrine zur bedeutungslosen Nummer degradiert. Angst verschloß sich später der Einsicht nicht, daß jede Erhaltungsmöglichkeit im eigenen historischen Milieu einer Internierung in fremden, auch sogenannten „stilechten“ Sammlungsräumen vorzuziehen sei. Es ist eine der schönsten Ruhmestaten seines Lebens, daß er uneigennützig das von ihm in England aufgefundene Chorgestühl von St. Urban an die Gottfried Keller-Stiftung zur Wiederaufstellung am ursprünglichen Standort vermittelte. In seinem Testamente bestimmte er eine große Summe für Nachforschungen im Murtnersee nach burgundischen Rüstungen und Waffen unter der Bedingung, daß die Fundstücke in Murten verbleiben mußten. Der Gemeinde Regensburg aber vermachte er die reiche Kollektion von Abbildungen und historischen Reliquien seines Heimatstädtchens. Darunter jenen Pfaufen, das Bilderbuch seiner Kinderzeit, der während seiner Studienzeit verschachert worden und den er nach langen Jahren in England wieder aufgefunden hatte.

Im persönlichen Umgang war Angst der Weltmann von sichern, imponierenden Formen, bei seinen unbeschränkten geistigen Interessen ein ungemein anregender Gesellschafter. Wer aber das Glück hatte, dem außergewöhnlichen Manne freundschaftlich näher zu treten, in die verborgenen Tiefen seines temperamentvollen Wesens einzudringen, aus dem reichen Born seines Wissens und seiner Erfahrungen zu schöpfen, wird ihm ein unauslöschbares, bewunderndes Erinnern bewahren.